

Aus aller Welt.

Als „Schweigsamerin“ produzierte sich vor Gericht in Berlin eine alte Zuchthauslerin, die Aufwärtin Lina Auguste Wegel. Die 40jährige Angestellte ist seit vielen Jahren bei den verschiedensten Polizeibehörden als Mietstaler-Schwindlerin bekannt und hat wegen dieser Vergehen schon ganz erhebliche Freiheitsstrafen verbüßt. Im Frühjahr d. J. tauchte sie wieder in Berlin auf und übte ihr altes Metier aus. Mit Hilfe von gefälligen und natürlich glänzenden Zeugnissen meldete sie sich bei zahlreichen Herrschaften. Das einfach und nett gekleidete Dienstmädchen mit dem Modonsenheitsel und den prima Zeugnissen wurde unter Ausbändigung des üblichen Mietstalers sofort engagiert. Das „neue Mädchen“ entfernte sich dann unter dem Vorgeben, ihre Sachen vom Bahnhof holen zu wollen und kam nicht wieder. Schließlich kam die Schwindlerin zufällig zu einer Herrschaft, bei der sie sich schon einmal hatte engagieren lassen. Sie wurde nunmehr festgenommen und in das kaiserliche Untersuchungsgefängnis eingeliefert. Auf eine ganz originelle Weise verstand es die raffinierte Schwindlerin, eine 4-malige Verurteilung herbeizuführen. Sobald sie in den Gerichtssaal geführt wurde, spielte sie mit unglaublicher Hartnäckigkeit die Rolle einer Stummen. Durch nichts war sie zu bewegen, irgend ein Wort zu reden. Der Vorsitzende war deshalb seinerzeit völlig machtlos und mußte die Sache vertagen. Dieses Spiel wiederholte sich nochmals. Schließlich wurde der Gerichtsbart Medizinalrat Dr. Hoffmann mit der Untersuchung des Geisteszustandes der Angeklagten beauftragt. Zugleich mußten die sämtlichen Geschädigten als Zeugen geladen werden. Auch in der letzten Verhandlung bewahrte die Angestellte ihr Verhalten und blieb trotz aller Ermahnungen stumm wie ein Grab. Der psychiatische Sachverständige bezeichnete die Schweigsamkeit als eine plumpe Simulation. Der Staatsanwalt hielt in Anbetracht der vielen Verurteilungen der Angeklagten eine zweijährige Gefängnisstrafe für angebracht. Während der Urteilsverkündung kam es in dem Gerichtssaal zu einer höchst ergötzlichen Szene, die bei Richter und Auditorium die größte Heiterkeit hervorrief. Als der Vorsitzende das auf ein Jahr 6 Monate Gefängnis lautende Urteil publik machte, hatte die Schweigsame plötzlich die Sprache wiedergefunden und fing an zu schimpfen. Sie drohte, sie wolle die Zustände im Gefängnis in die Presse bringen und versuchte, unter allgemeiner Heiterkeit, dem Gerichtshof die Gründe hierfür auseinander zu legen.

Folgen der Deismalsucht. Ein ergötzliches Stückchen wird dem „B. T.“ aus Seehausen in der Altmark berichtet: Am nächsten Sonntag soll hier ein vom Bildhauer Künne in Berlin entworfenes Kriegerdenkmal enthüllt werden, zu dem die Gelehrten ebenfalls fehlen. Als vor einigen Jahren der damalige Kriegervereinsvorsitzende den Bau eines Kriegerdenkmals in Vorschlag brachte, fand der Gedanke ein lautes Echo. Es wurde so fleißig gesammelt, daß der Plan bald verwirklicht werden konnte. Da machte man die unglückselige Entdeckung, daß in den Jahren 1864, 1866 und 1870–71 niemand von Seehausen fürs Vaterland gefallen war. Nun kam man auf den Gedanken, das Denkmal unter dem Namen eines Kaiser-Kriegerdenkmals setzen zu lassen, trotzdem ein Kaiserdenkmal nicht ohne Genehmigung des Kaisers aufgestellt werden darf. Das war zwar fatal, hinderte aber die biedereren Seehausener nicht, es so zu nennen, und so wird denn am 9. September das Kaiser-Kriegerdenkmal hier enthüllt werden.

Russischer Humor. Zwei russische Reiteroffiziere jagten unlängst an einem Feiertag in vollem Galopp durch die lustwandelnde Menge, die entsezt nach allen Seiten auseinanderstob. Daraufhin beantwortete eines der neu erschienenen politischen Blätter die Frage, weshalb denn jene Offiziere so ungeheure Eile gehabt hätten, mit der bissigen Bemerkung, sie hätten vermutlich von weitem einen japanischen Soldaten erblickt. Das japanische Thema bietet überhaupt der politischen Satire in Russisch-Polen unerschöpflichen Stoff. Raum eine Blättchennummer, in der nicht in irgend einer Form eine Andeutung darauf zu finden wäre. So heißt es in einem solchen Blatte: „Unsere Soldaten sind doch überaus leicht von Begreifem, nicht wahr?“ — „Wieso denn?“ — „Nun, sie brachten nur zuzusehen, wie die Japaner prügeln, und jetzt prügeln sie schon selbst.“ Oder ein anderes Frage- und Antwortspiel: „Was meinen Sie, mein Herr, unsere Regierung zeigt jetzt ihre Macht und packt sich zu?“ — „Und wie!“ Wenn aber plötzlich ein Japaner auf der Bildfläche erscheint, dann sollten Sie mal sehen, wie diese Macht flöten ginge.“ Von den anderen Satiren derselben Nummer wählen wir die folgenden aus: „Sehen Sie, mein Herr, wie doch bei uns in Russland alles verkehrt ist.“ — „Wieso?“ — „In der ganzen Welt heißt „Salbe“ soviel wie „Zei geprübt“, bei uns in Russland aber bedeutet es: „Nach schide dich zum Teufel.“ — „Wohin eilt Du so?“ — „Nach Hause auf die Krowmalnstraße, nachzusehen, ob man nicht aus Anlaß der Bombenexplosion eine Salbe in meine Fenster hingefeuert hat.“ — „Aber Mensch, die Bombenexplosion war doch weit weg, in der Praga-Vorstadt.“ — „Eben deshalb befürchte ich, daß man die Salbe in der Krowmalnstraße abgegeben hat.“ — „Ich möchte wohl wissen, weshalb die in der letzten Zeit in Warschau geschleuderten Bomben so schwache Wirkung erzielten?“ — „Vermutlich aus dem Dynamit, womit sie gefüllt waren.“ — „Denn auch das Dynamit verlor die Regierung entwendet, und dort ist alles gefällig.“

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

„Die Schaubühne“, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der 36. Nummer ihres zweiten Jahrgangs vom 6. September: Der große und der kleine Klaus. Von Gustav von Geislerham. — Knabenraum. Von Julius Bab. — Saisonbeginn. Von S. J. — Vom Anekdoten Stil der Schaubühne. Von Georg Rudek. (Schluß). — Rundschau. Leipziger Theater. — Von Mittag bis Mitternacht in Nürnberg. — Vater Philipp. — Leipzig-Theater. — „Die Schaubühne“ (Verlag: Cotta & Co., Berlin W. 15, Liebenbergstraße 60), Wochen-schrift für alle künstlerischen Bestrebungen des Dramas, des Theaters und der Oper, erscheint jeden Donnerstag im Umfang von 24–32 Seiten und kostet: die Einzelnummer 20 Pf. (24 H.), vierteljährlich 450 M. (3 Nr.). Probenummern gratis und franco durch den Verlag.

„Musik für Alle.“ Das sechste im Verlage von Ullstein u. Co., Berlin, zum Preise von 50 Pf. erscheinende neueste Heft 24 der bekannten Notenbibliothek bringt einen raffigen polnischen Tanz den Moniuszko. Daran schließt sich Brüll, der gefeierte

Komponist des goldenen Kreuzes, mit einem Liede „Meiner Mutter ihr Spinnrad“. Auch Karl Klingler trifft mit seinem heiteren Liede „Der Diebstahl“ recht glücklich den Volkston. Das Capriccio von Gernshelm bietet ein Klavierstück von feinen und intimen Reizen. Paul Linde steuert ein zartes Walzerlied bei. An Kindes musikalische Eigenart gemahnt auch die frische Polka „Gut gelaunt“, die Robert Klaas verfaßt hat. Von den Klassikern ist Handel mit einer Arie aus seinem Meisteroratorium „Der Messias“ vertreten, Auber mit einer anmutigen Szene aus Tra Diavolo.

LOKALES

* Wiesbaden, 6. September 1906.

1. Schiffsanfall. Der eiserne Schleppkahn „Karoline von Oberbach“, dem Redarschiffer Heß 2. gehörig, bekam bei Rüdesheim auf der Bergfahrt im Anhang eines holländischen Schraubendampfers im zweiten Raum Ledge. Dem Kahn, welcher mit einer Kohlenladung nach Gustavsburg bestimmt ist, wurde hier ein Dedleib untergezogen, worauf er seine Reise fortsetzte. Die Wiederherstellung wird erst nach dem Eintreffen in seinem Bestimmungsort vorgenommen.

*** Ueber eine eigenartige Sedanfeier** berichtet die „Tausus-Zeitung“ aus Königstein. Dort strahlte die Burgruine in bengalischem Feuer, Raketen flogen sprühend zum Himmel empor und patriotische Lieder erklangen durch die abendliche Stille. Es war also eine richtige Sedanfeier, die hier vor sich ging; ihre Veranstalter aber waren keine Deutsche, sondern in Königstein wohnende — Franzosen! — Und da rede noch einer vom „Erbsind“!

*** Postkarten mit zwei Stempeln.** Die ersten deutschen Postkarten mit zwei Stempeln gelangen in den nächsten Tagen zur Ausgabe. Es sind dies die bei der Abschaffung der Zweipennig-tage übrig gebliebenen Karten, denen ein zweiter Stempel zu 3 Pfennig in brauner Farbe aufgedruckt worden ist. Die Reichs-druckerei versichert die Karten jetzt an die Klassen der Oberpost-direktionen. Es ist die Anordnung getroffen, daß diese Karten vor den Karten zu fünf Pfennig verkauft werden.

*** Schreiantomaten keine Glückspiele.** Neulich wurde mit- geteilt, daß gegen verschiedene Gastwirte, welche sog. Schie- sen und andere Glücksspiels-Automaten in ihren Räumen auf- gestellt hatten, wegen Duldung von Glücksspielen Anklage erhoben worden sei. Diese Mitteilung bezieht sich auf einen Prozeß, der gegen zwölf Dortmunder Gastwirte eingeleitet worden war. Die dortige Strafkammer und die Berufungsinstanz gelangten aber auf Grund sehr sorgfältiger und sachverständig ausgeführter Ermittlungen zu dem Ergebnis, daß für die Behauptung, solche Automaten seien Glückspiele, kein triftiger Grund vorliege. Den vielen Interessenten und Besuchern solcher Glücksspiels-Automaten dürfte dieser Ausgang des Prozesses sehr willkommen sein.

v. Eden-Theater. Mit einem neuen ausgewählten Programm wartet die Direktion des Eden-Theaters auf. Daß das Pro- gramm gut ist, zeigt am besten der zahlreiche Besuch. Lalla Drolla, Soubrette, mit angenehmen Stimmmitteln ausgestat- tet, gefällt und muß wiederholt vor die Rampen. Ebenso der Humorist Georg Eberl, welcher neue und aktuelle Scherz- bringer, erfreut sich des Beifalls des Publikums. Moderne Magie ohne Apparat nennt Mr. Charles Randolph seine Experimente. Diese Experimente, welche große Gewandtheit er- fordern, erregen Staunen der Zuschauer; lebhafter Applaus lobt den Künstler. Eine Glanznummer ist Romeo's japa- nische Ausstattungsnummer mit ihren dreifarbigen Akadus. Schon die Ausstattung zeigt, daß etwas Gutes geboten wird. Und dann gar die Dressur der Akadus. Diese ist einfach großartig. Die Tiere fahren Karussell, flattern an erleuchteten Stangen empor, ohne festgebunden zu sein, als ob sie nie den wilden Westen ge- sehen hätten. In geistlicher Beziehung leisten Teno- Duo, Gesang-Duetts, vorzügliches und müssen sich zu meh- reren Zugaben verstehen. Der letzte Teil des reichhaltigen Pro- gramms wird ausgefüllt durch den Gedankenleser Mr. Ran- dolf, dessen Experimente auf einem vollständig neuen System ohne jedes Einverständnis einer zweiten Person ausgeführt werden. Wie gesagt, das Gebotene ist so reichhaltig, daß sich ein Besuch des Eden-theaters empfiehlt.

*** Das Obst und seine Bedeutung für die Gesundheit** lautete das Thema, über welches im Aneippvereine Herr Lehrer A. Kunz in der letzten Wochenversammlung sprach. Ueber 100 Damen und Herren folgten den lehrreichen Ausführungen, von welchen in Kürze folgendes wiedergegeben sei: Die Obstsorten werden in der heutigen Zeit vielfach mit großen Erfolgen ange- wendet. Gar häufig nützen sie mehr als alle verschriebenen Me- dizinen und bereits im Jahre 1778 schrieb Klemens Stolbertus: Es wäre wünschenswert, wenn die Apotheken statt ihrer Geheim- mittel Körbe mit zeitigem Obst feil hielten. Die Erdbeere wird mit Erfolg gegen Malaria angewandt, desgleichen ist eine solche bei Licht und Bodagr neben den nötigen Wasseranwen- dungen sehr angezeigt. Bei Gallensteinen ist reichliches Essen aller Beerenfrüchte und säuerlicher Nessel zu empfehlen. Nirschen sind ein vorzügliches Mittel gegen Bleichsucht. Die Birnen- und Pflaumenart ist ein sicheres Mittel bei trägem Stuhlgang, Schwindel, Nervenschwäche etc. Im Winter sind als Stuhlmit- tel Feigen und Datteln zu empfehlen. Gegen asthmatische Be- schwerden wird die Weintraube empfohlen, ebenso bei Erkran- kungen der Lungen und Luftröhren, bei chronischen Augenent- zündungen, Magenleiden und insbesondere Hämorrhoiden. Nach- holderbeeren sind ein treffliches Mittel bei Atmungsbeschwerden und Verschleimung. Preiselbeeren sollen nervösen Kopfschmerz beseitigen. Die wertvollste Frucht ist der Apfel. Ihm wird eine ganze Reihe Heilwirkungen zugeschrieben. Seibung der Schilddrüse, Erstickung erschlossener Muskeln, Beseitigung von Nervenleiden sollen bei vorgenommenen Apfelsäuren von Erfolg be- gleitet sein. Zum Schluß wurde noch die Zitronenkur und der Nährwert der Nüsse behandelt. Kommenden Freitag abend 8½ Uhr findet im Restaurant „Cambrinus“, oberer Saal, bei freiem Eintritt, ein weiterer Vortrag: „Das Gemüse und seine Nahrungswertung für unjeren Körper“ statt.

Tele. Conrad H. Schiffer, 3046. Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24.

Sprechsaal.

Für diese Rubrik übernimmt die Redaktion dem Publikum gegen- über keine Verantwortung.

Die deutsche Abfassung der Speisefarten.

Es ist schon viel in Tageszeitungen und Fachblättern über die deutsche Abfassung der Speisefarten in den Restaurants ge- schrieben worden. Diese Bestrebungen haben auch schon manch schöne Früchte gezeitigt, wenn auch immer wieder auf das Lächer- liche unsere schöne deutsche Sprache in den Hintergrund ge- drückt wird, um der, in den meisten Fällen falsch angewandten französischen Sprache Platz zu machen. Gut, muß das „Menu“ nun einmal französisch sein, wogu in keinem deutschen Hause ein Zwang vorliegen wird, dann soll es wenigstens rein fran- zösisch und richtig geschrieben sein, wenn sich der Wirt nicht lächerlich machen will, denn so muß eine Karte, wie sie mir am Sonntag vor Augen kam, geradezu wirken. Ich hatte gestern mal Lust, mit meiner Familie außerhalb zu speisen und ließ mir aus einem Restaurant, welches stets durch seine vorzügliche Küche bekannt war, die Speisefarte zum Mittagstisch holen. Aber, o Graus, abgesehen von der unsachmännischen Zusam- menstellung, starrte mir ein Gemisch von halb französischen, halb deutschen Ausdrücken entgegen, worin in der 14 französische Worte enthaltenden Karte noch 9 Schreibfehler waren. Gerade- zu abstoßend und fast muß ein solches Machwerk auf jeden gebil- deten Menschen wirken. — Man mache sich ein Bild von bei- stehendem im Original abgedruckten „Menu“:

Portage a la reine
Filet a la beauf oder
Kalksfricandeau a la jardineure
Feldbahn m. Sauerkraut u.
pomes Bures
Rucca Eis.

Wie hübsch würde sich die „Speisefolge“ in deutscher Ab- fassung ungefähr wie folgt machen:

Königinsuppe
Gespide Ochsenleber ober
Kalksaus mit verschiedenen Gemüsen unlegt
Junges Feldhuhn auf Sauerkraut mit Kartoffelbrei
Gefrorenes mit gerösteten Mandeln.

Jeder Deutsche sollte darauf hinwirken, daß ihm zum Essen ein deutscher Magenfahrplan vorgelegt wird und wenn nicht, es gleich an betreffender Stelle rügen.

Ein Deutscher.

Für Kinder nach dem Zahnen ist Mondamin-Milch-Speise eine ausgezeichnete Nahrung. Mondamin verhindert das schnelle Gerinnen der Milch im Magen, so daß sie leichter verdaulich wird.

Mondamin wird von Aerzten hierzu gern empfohlen.

„Mondamin“ überall zu haben in Paketen à 60, 80 u. 15 Pf.

Billige Schuhe!

Wegen Umzug nach 3 Mauritiusstraße 3 nur noch wenige Tage

Ausverkauf

aller meiner nur anerkannt soliden Waren zu außer- ordentlich billigen Preisen.

Schuhwarenhaus Fiedler,

3 Mauritiusstraße 3. 5897

Niederhausen i. L.

Villa Sanitas,

Familien-Residenz und Restaurant.

Angenehmer Ort für Erholungsbedürftige und Touristen. Gute Küche, Getränke jeder Art. — Frische Lage in malerischer Umgebung. Großer Garten mit geschützter Halle. — Bäder. — Gute Wohnverbindung mit Wiesbaden, Frankfurt, Mainz etc. 7881

Telephon Nr. 8. Besitzer Franke.

Rheinisch-Westf.

Handels- und Schreib-Lehranstalt.

38 Rheinstraße 38.

Unterrichts-Institut für Damen und Herren.

Buchführung, Rechnen,
Handelskorrespondenz,
Stenographie,
Maschinen-
und Schönschreiben.

Tag- und Abendkurse. 1460

Prospekte kostenfrei.



Nr. 208.

Freitag, den 7. September 1906.

21. Jahrgang.

Vermißt.

Roman von Ewald August König.

Kontinuation.

(Nachdruck verboten.)

Dibier blinnte eine Weile vor sich hin. „Ich könnte ruhig warten, denn alle seine Bemühungen, hier etwas zu entdecken, werden erfolglos sein,“ sagte er, „aber es ist immer ein beunruhigendes Gefühl.“

„Sagen Sie nicht, daß seine Bemühungen keinen Erfolg haben können,“ unterbrach Garnier ihn warnend, man kann niemals voraus wissen, wie der Teufel sich in solche Dinge hineinmischt. Denken Sie an Labelle. Wenn es dem Burschen gelingt, mit diesem Manne ein Bündnis zu schließen, dann hat er einen bedeutenden Schritt vorwärts getan, denn Labelle weiß mehr, als uns lieb sein kann.“

„Er weiß nichts!“ warf Dibier ein, aber trotz des zurechtweisenden Tones konnte er seine Besorgnis nicht verhehlen.

„Labelle achtet auf alles, was hier vorgeht.“

„Er weiß auch, daß ich ihn dem Elend preisgebe, wenn er mir feindselig entgegentritt.“

„Das schützt Sie nicht vor Verrat,“ sagte Garnier kopfschüttelnd. „Können Sie sich auf Mathieu verlassen, so beauftragen Sie ihn, die beiden Herrn scharf zu beobachten, damit wir nicht plötzlich ganz unvorbereitet durch Tatsachen überrascht werden, die nicht mehr zu ändern sind.“

„Diesen Rat werde ich befolgen. Wäre es nicht am einfachsten, wenn Sie nach Lyon reisen und dort Erkundigungen einziehen?“

„Um, daran habe ich auch schon gedacht, aber es würde wenig nützen; die Papiere sind echt, vielleicht in der Tasche eines gefallenen Kameraden gefunden worden, was also soll ich in Lyon erfahren? Ich kann dem Geschäftshause, das diese Zeugnisse ausgestellt hat, nicht ein Porträt Ihres Korrespondenten vorlegen, mithin kann es auch nicht wissen, ob Ihr Korrespondent derselbe Theodor Winter ist, der in seinen Diensten gestanden hat. Gedulden Sie sich, bis Werner Unger kommt.“

„Nach der Begegnung mit diesem wird er augenblicklich abreisen,“ murmelte Dibier. „Vorhin sagten Sie, er muß moralisch vernichtet werden, damit er uns nicht mehr gefährlich werden kann.“

„Geduld,“ nickte Garnier. „Erst Gewißheit, das andere wird sich dann finden. Sprechen Sie jetzt mit Mathieu, ich mache den Damen meine Aufwartung.“

Ohne ein Wort abzuwarten, ging er hinaus und in die Familienwohnung hinauf.

Tante Jeanette empfing Garnier in der freundlichsten Weise; sie bat ihn, Platz zu nehmen und machte ihm Vorwürfe darüber, daß er sich so lange nicht habe blicken lassen.

Er entschuldigte sich damit, daß er auf Reisen gewesen sei; sein Blick streifte dabei Cécilie, die mit einer Handarbeit am Fenster saß und keine Notiz von ihm nahm.

Auf seine Erkundigung nach ihrem Befinden antwortete sie kurz und kühl, und der Blick, der ihre Antwort begleitete, erinnerte ihn an das, was sie in Chateau Montereau gesagt hatte. Bald erhob sie sich, eine häusliche Arbeit vorschüßend, verbeugte sich kalt und verließ das Zimmer.

Garniers Blick folgte ihr zornig lächelnd; seine Lippen zuckten, seine buschigen Brauen zogen sich drohend zusammen. „Ich glaube nicht, was sie als Grund ihrer Abneigung angibt und bitte Sie, mir die Wahrheit zu sagen. Steht jemand zwischen mir und ihr?“

„Vielleicht, ich weiß es nicht,“ erwiderte Tante Jeanette, mit Daumen und Zeigefinger ihre Nase reibend.

„Etwa der Deutsche da unten, welchem sie die Stelle —“

„Mit dem die Gouvernante ins Haus kam,“ unterbrach sie ihn ärgerlich. „Hat mein Bruder nichts von ihr gesprochen?“

Garnier erriet sofort, welche Sorge sie drückte. „Haben Sie das auch schon entdeckt?“ fragte er mit einem bedeutungsvollen Lächeln.

„Lieber Gott, wenn ein alter Mann verliebt wird, begeht er alle möglichen Torheiten!“ Sie zuckte verächtlich die Achseln. „Denken Sie, ein Mädchen von geringer Herkunft, ohne Vermögen, eine Fremde . . .“

„Aber eine Schönheit!“

„Ach was, das bißchen Schönheit verblüht rasch, ich hab' das an mir selbst erfahren.“

„Sie sind noch eine schöne Dame.“

„Ich?“ Sie warf einen koketten Blick in den Spiegel. „Sie sind der einzige, der diese Kühnheit besitzt, mir diese Schmeichelei zu sagen.“

„Barbleu, es ist nicht jedem gegeben, die Wahrheit offen auszusprechen,“ erwiderte er, an den Spitzen seines Bartes drehend.

„Kommen wir auf unser Thema zurück,“ bat sie, mit einem verschämten Lächeln die Augen niederschlagend. „Sprach Henry nicht mit Ihnen über die Gouvernante? Wird sie wiederkommen?“

„Zweifellos; er erwartet sie für die nächste Zeit.“

„Und dann?“ fragte sie scharf.

„Ja, wie kann ich das wissen? Ich vermute, daß er ernste Absichten hegt.“

„Es darf nicht geschehen,“ Ein Zornesblich zuckte aus ihren Augen. „Und weiß mein Bruder nicht, daß er sich durch diese Heirat lächerlich machen, daß die junge Frau ihn betrüben und ihm das Leben zur Hölle machen würde? Ich habe lange Jahre sein Hauswesen treu verwaltet, will er mich dafür nun mit Undank lohnen?“

Garnier wiegte lächelnd das Haupt; es lag in seinem Interesse, diesen Zorn zu schüren. „An das alles denkt ein Verliebter nicht,“ sagte er, „wenn er nur seinen Wunsch befriedigen kann. Kennen Sie dieses Mädchen?“

„Ja, ich kenne es, und es soll auch mich kennen lernen, wenn es so unverschämte ist, in dieses Haus zurückzukehren. Ich will schon dafür sorgen, daß es hier keine frohe Stunde hat, dann wird es nicht lange unter diesem Dache bleiben.“

„Damit würden Sie nur Ihren Bruder gegen sich aufbringen und seinen Entschluß befestigen. Um diesen Entschluß zu erwätern, müßten andere Wege gewählt werden.“

„Welcher? Frage Sie umgekehrt.“
„Darüber müßte nachgedacht werden.“
„Wollen Sie sich dieser Nähe unterziehen?“
„Um, es ist eine unangenehme Sache, Sie werden das zu-
ben,“ fragte er zögernd. „Uebrigens scheint es, daß ich in die-
sem Hause ein Fremder bleiben soll, die Abneigung Cäcilies ge-
gen mich.“

„Kleinigkeit! Der Widerstand Cäcilies wird zu besiegen sein,
man muß ihr nur einmal energisch die Wahl stellen zwischen der
Heirat mit Ihnen oder der Verstoßung aus diesem Hause.“

„Könnte Ihr Bruder sich dazu entschließen?“

„Er muß, hat Ihnen ja sein Wort gegeben. Und mein
Wort gilt auch noch etwas, verehrter Freund; helfen Sie mir,
so dürfen Sie auch auf meinen Beistand rechnen. Bisher habe
ich mir keine Mühe gegeben, die Abneigung Cäcilies gegen Sie
zu besiegen; die Angelegenheit war mir gleichgültig, aber ich
werde ihr nun meine volle Aufmerksamkeit widmen, wenn Sie
mir in dem Kampf gegen die Deutsche zur Seite stehen.“

„Gut, ich nehme dieses Bündnis an,“ sagte er, ihr die
Hand bietend. „Sie raten mir, und ich rate Ihnen, und sollte
neben dem Rat auch die Tat nötig werden, so werden wir es
auch daran nicht fehlen lassen.“

„Eingverstanden,“ nickte sie. „Die beiden Deutschen müssen
aus diesem Hause entfernt werden, sie stehen beide zwischen Ih-
nen und Cäcilie, sie dürfen nie wieder hierher zurückkehren.
Glauben Sie, das ermöglichen zu können?“

„Ich hoffe es zuversichtlich. Nur muß ich Sie bitten, sich
aller Feindseligkeiten gegen die Gouvernante zu enthalten, da-
mit Ihr Bruder nicht von Ihren Absichten unterrichtet wird.
Nehmen Sie das Mädchen freundlich auf, lassen Sie Ihren
Groll auch dann nicht merken, wenn die Beziehungen zwischen
Ihrem Bruder und der Deutschen sich inniger gestalten; der
Schlag muß plötzlich, wie aus heiterem Himmel kommen, und
Ihr Bruder darf nicht einmal ahnen, daß er von unserer Seite
geführt wurde.“

„Sie mögen recht haben.“ Tante Jeanettes Finger beschäf-
tigten sich wieder mit ihrer Nase. „Es wird mir schwer fallen,
diese Person freundlich zu behandeln, aber ich werde meinen
Groll überwinden.“

„Ich bitte Sie dringend, unternehmen Sie nichts, ohne zu-
vor mit mir geredet zu haben; Sie kennen den trohigen Charak-
ter Ihres Bruders, ein unbedachtes Wort, ja, schon ein Blick
kann alles verderben.“

„Und wie wollen Sie den Schlag führen?“

„Darüber bin ich noch im unklaren; in solchen Fällen kann
man keine Pläne schmieden, man muß die Ereignisse an sich
herantreten lassen und sie benutzen. Verbrechen Sie sich da-
rüber den Kopf nicht, hier gilt das Sprichwort: Kommt Zeit,
kommt Rat! Im übrigen seien Sie unbesorgt, ich werde schon
den Weg finden, auf dem die beiden mit Schimpf und Schande
dieses Haus verlassen müssen. Wirken Sie nur auch für mich
bei Cäcilie.“

„Es soll geschehen!“ Tante Jeanette reichte ihm noch einmal
die Hand.

Zufrieden mit dem, was er erreicht hatte, verließ Garnier
einige Minuten später das Haus.

Theobald wußte in der Tat nicht, was er von dem an ihn
adressierten Brief halten sollte. Wie Garnier es vorausge-
sehen, dachte er allerdings an Leontine, aber er konnte ihr die
Unflugsheit nicht antrauen, sein Geheimnis preiszugeben. Und
außer ihr wußte doch niemand, daß er sich noch unter den Le-
benden und im Hause Dibiers befand!

Oder hatte ein alter Bekannter aus der Heimat ihn in
Brüssel gesehen und sich nach ihm erkundigt? Das war doch auch
nicht anzunehmen; der Bekannte hatte sich in diesem Falle doch
an ihn selbst gewendet.

Gern hätte er den Brief heimlich geöffnet, aber er durfte
das nicht wagen. Er erinnerte sich, wie ruhig und gleichgültig
Henry Dibier gewesen war, da er doch naturgemäß in die furcht-
barste Aufregung hätte geraten müssen, und dies brachte ihn
auf die Vermutung, daß man ihm eine Falle gestellt habe, um
sich über seine Person Gewißheit zu verschaffen.

Wodurch aber war denn der Verdacht geweckt? Natürlich
fand er keine Antwort auf die Frage, aber je länger er nach-
dachte, desto klarer ward es ihm, daß ein solcher Verdacht in
der Tat bestand und daß er außerordentlich auf seiner Hut
sein mußte.

Er hatte den Brief auf das Pult gelegt, an dem er und La-
belle gemeinschaftlich arbeiteten. Der Buchhalter las die
Adresse und bläute seinen Kollegen starr an, aber er richtete keine
Frage an ihn.

Theobald schwieg ebenfalls; er wollte dem alten Manne
nicht zeigen, wie wichtig ihm dieser Brief sei. Gern hätte er
an Leontine geschrieben, aber der Brief konnte in andere Hände

fallen. Er wollte also warten, die Leontine wieder nach Brüssel
sich zurückziehen und dann Gelegenheit zu einer Zusammenkunft
suchen.

Daß er von Mathieu beobachtet wurde, bemerkte er nicht,
es fiel ihm nicht auf, daß er auf seinen Ausgängen mehrmals
ihm begegnete. Unter dem höflichen, zuvorkommenden Haus-
diener suchte er keinen Spion, und Mathieu war schlau genug,
seine Aufgabe so geschickt zu lösen, daß er keinen Argwohn er-
regte.

Dibier und Garnier blieben freundlich wie zuvor, und des
Briefes geschah keine Erwähnung mehr. Wohl aber glaubte
Theobald zu bemerken, daß der Blick Labelles jetzt oft forschend
auf ihm ruhte.

So verstrichen einige Tage. Verstimmt war Theobald
eines Abends in seine Wohnung heimgekehrt, er wanderte mit
verschränkten Armen auf und nieder und dachte darüber nach,
wie er den Brief heimlich öffnen könne. Ein Verbrechen beging
er damit nicht, denn im Notfalle konnte er ja den Beweis lie-
fern, daß der Brief an ihn adressiert und somit sein Eigentum
gewesen war. Sollte er doch noch einmal die Rede auf ihn
bringen und sich erbieten, ihn der Post als unbestellbar zurück-
zugeben? Sollte er ihn eines Abends mit in seine Wohnung
nehmen und am nächsten Morgen wieder hinlegen? Wie konnte
er ihn öffnen, ohne eine verräterische Spur zu hinterlassen?

Er besaß in solchen Dingen keine Übung. Er stampfte zor-
nig mit dem Fuß auf den Boden und bestete dann den Blick auf
den Tisch, durch welche zu seinem höchsten Erstaunen Labelle ein-
trat.

Der alte Mann sah sich in dem einfach ausgestatteten Zim-
mer um. Theobald trat rasch an seinen Schrank und holte eine
noch volle Cognatflasche heraus, die er nebst einem Glase auf
den Tisch stellte.

Labelle ergriff die Flasche und betrachtete das Etikett. „Echt?“
fragte er.

„Hoffentlich,“ erwiderte Theobald, ihm einen Stuhl hin-
schiebend, „sie ist teuer genug.“

Der Alte füllte das Glas, hielt es eine Weile unter seine
Nase und trank es in einem Zuge aus. „Gute Ware!“ sagte er,
mit der Zunge schnalzend, dann fuhr er mit der Hand durch
sein dünnes, graues Haar. „Soll ich Ihnen einen guten Rat
geben?“

„Ich bitte darum.“

„Reisen Sie ab.“

„Weshalb?“

„Weil Ihnen hier Gefahr droht. Sie glauben zu schieben
und werden geschoben.“

„Das verstehe ich nicht,“ erwiderte Theobald, das Glas
wieder füllend. „Was meinen Sie?“

„Nah, Sie sind Theobald Weimar.“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Der Brief, der für Sie angekommen ist.“

„So kennen Sie den Inhalt dieses Briefes?“

„Er hat keinen Inhalt, in dem Couvert steckt ein weißes
Blatt, auf dem keine Silbe steht.“

Mit wachsender Ueberraschung schaute Theobald den Buch-
halter an. „Was habe ich von Ihnen zu erwarten?“ fragte er.
„Sind Sie vielleicht beauftragt, zu erforschen, ob ich wirklich
jener Weimar bin.“

„Beauftragt?“ unterbrach Labelle ihn unwirsch. „Ich lasse
mir keine Aufträge dieser Art geben, aber ich kann Ihnen auch
Ihres Mißtrauens wegen nicht ähnen, habe ich doch selbst Ihnen
vorgeworfen, Sie wollten mir gegenüber die Rolle des Spions
und Anklägers spielen.“

„Diesen Verdacht hegen Sie wohl nicht mehr?“

„Nein!“ sagte Labelle in seiner mürrischen Art.

„Und wenn ich Ihnen Vertrauen schenke, werden Sie mich
verraten?“

„Ich habe noch niemand verraten.“

„Dann weiß ich in der Tat nicht, welche Gefahr mir dro-
hen könnte.“

Der alte Mann stützte das graue Haupt auf beide Hände
und lachte höhnisch.

„Junger Mann,“ sagte Labelle, „ich sagte Ihnen früher
schon, daß es Ihnen an Erfahrung fehlt. Folgen Sie meinem
Rat, Sie dürften später bereuen, ihn in den Wind geschlagen
zu haben.“

„Sie müssen mir doch vor allen Dingen sagen, auf welche
Gründe Sie Ihren Rat stützen.“

„Ne, haben Sie denn noch immer nicht erraten, daß dieser
Brief nur eine Falle war?“

„Und wer sollte ihn in der deutschen Stadt zur Post gege-
ben haben?“

„Garnier, er war dort.“

(Fortsetzung folgt.)

Maitrank.

Von André Theuriet.

(Nachdruck verboten.)

Onkel Florent, den wir im Familienkreise gewöhnlich Onkel Flo nannten, war damals ein alter Junggeselle von 50–52 Jahren, der aber noch sehr frisch war und sich außerordentlich konserveriert hatte; er war eine große Gestalt, mit starken Beinen, breiten Schultern, rosiger Gesichtsfarbe, graumeliertem Bart und dichten, dunkelblonden Haaren, die kaum mit einigen weißen Fäden durchzogen waren. Seine ganze Verwandtschaft bestand aus zwei Nichten, deren Vormund er gewesen war, und die er verheiratet hatte; die eine an Grobard, einen Maler, oder wie wir ihn nannten, einen Fabrikanten von bepinserter Weinwand, und die andere an meine Wenigkeit. Die Wittigst war ziemlich klein gewesen, da sie aber den Onkel Flo beerben mußten, so hatten wir sie in der Hoffnung, uns eines Tages — natürlich so spät wie möglich — an der Erbschaft schadlos zu halten, ohne Zögern geheiratet. Wir kalkulierten, die Erbschaft würde ziemlich groß sein, denn der Onkel war sehr sparsam und lebte bescheiden in seinem Hause in der oberen Stadt, wo seine ganze Bedienung aus einer Wirtschaftlerin, Madame Roze, bestand, einer hübschen, runden Witwe von 30 Jahren.

Einen Augenblick hatten wir hinsichtlich dieser Wirtschaftlerin mit den dunklen, feurigen Augen, die mehr die Manieren einer Herrin, als einer Dienerin besaß, ernstliche Besürchtungen gehegt. Wir fragten uns, ob sie nicht recht wohl imstande wäre, den Onkel Florent in sich verliebt zu machen, so daß dieser sie heiratete. Aber nach kurzer Zeit schon sahen wir ein, daß wir über diesen Punkt vollständig beruhigt sein konnten. Der Onkel war eine sehr ruhige Natur, war in Theorie und Praxis Weiberfeind, und seine ausgezeckelten Grundsätze wurden noch von einer seltenen Schüchternheit und Unbekonnenheit in allem, was das weibliche Geschlecht anbetraf, unterstützt.

Der Onkel Flo hatte keinen anderen Fehler, als einen gewissen, literarischen Größenwahn; er brannte vor Verlangen, sich gedruckt zu sehen. Leidenschaftlicher Botaniker und erfahrener Landwirt, hatte er zwei Werken verfaßt, die er selbst mit seiner schönsten Schrift auf Eisenblechpapier ins Reine geschrieben hatte. Das eine war eine Abhandlung über den Apfel- und Birnbaum und das andere eine Monographie der „*asperula odorata*“, die man im Volksmunde mit Waldmeister bezeichnet. Er wünschte lebhaft, diese Werke zu veröffentlichen, war aber zu sparsam, um selbst die Druckkosten zu bestreiten. So schwankte er zwischen seinem Geiz und seiner Autoreneitelkeit, bis er eines Tages auf einen ingeniosen Gedanken kam, sein Werk mit geringen Kosten an die Öffentlichkeit zu bringen. Er war Mitglied der archäologischen und botanischen Gesellschaft seiner Vaterstadt, und bei einer Sitzung las er den Mitgliedern seine beiden Werke mit einem solchen Schwünge vor, daß die ganze Gesellschaft entzückt war. Man fand, daß die Abhandlung über den Apfelbaum neue und originelle Ausführungen enthielt, und daß die Monographie der „*asperula*“ bis dahin unbekannte Gesichtspunkte hinsichtlich der Nuzubarmachung dieser Waldpflanze eröffnete. Kurz, man beschloß mit Einstimmigkeit die Drucklegung der Manuskripte auf Kosten der Gesellschaft. Eines Tages kam die Broschüre noch ganz feucht aus der Presse des Druckers, und man übergab dem Autor eine Extraausgabe von 50 nummerierten Exemplaren, die auf gelbem Deckel den verlockenden Titel trugen:

Abhandlung über den Apfel- und Birnbaum,
sowie Monographie der *Asperula odorata*, mit einer
Betrachtung des Maitranks bei den alten Germanen
von Florent Mougeot,
Mitglied des St. Sylvester-Ordens und Mitglied mehrerer
gelehrter Gesellschaften.

Von diesem Augenblick an war der Onkel Flo nicht mehr er selbst. Jeden Tag sah man ihn stolz durch die Straßen von Jevigny-Haut streifen, wie er ein Paket seiner kostbaren Broschüren unter dem Arm trug und an den Türen der bedeutendsten Honoratioren klingelte, denen er zeremoniös ein Exemplar seines Werkes überreichte, das er vorher mit einer pompösen Widmung geschnitten hatte.

leistung nicht vergessen. Ich muß sogar hinzufügen, daß wir unter der Manie unseres Onkels ganz speziell zu leiden hatten, denn derselbe lud sich bei uns zu Mittag und las uns bei dem Dessert seine Broschüre vor, ohne eine Zeile auszulassen. Selbstenmäßig unterwarfen wir uns dieser Prüfung und dachten, daß die Erbschaft des guten Mannes wohl einige Stunden Langeweile wert war. Aber aufrichtig gestanden, mißbrauchte er unsere Geduld in der unglaublichsten Weise. Nach Verlauf eines Monats kannten wir die Abhandlung über den Apfelbaum auswendig und die Monographie der „*asperula*“ erschien uns sogar im Traum.

Diese „*asperula odorata*“ ist eine kleine Pflanze mit weißen Blüten, die im Mai in unsern Wäldern wächst. In Deutschland nennt man sie „Waldmeister“, während sie bei uns unter dem ähnlichen Namen „Waldkönigin“ bekannt ist. Unsere Bauern lassen sie in Weißwein einziehen und fabrizieren daraus einen ziemlich gut schmeckenden Wein, den man Maitrank nennt. Onkel Flo behauptete und bewies mit Angabe von Quellen, daß dieser Maitrank der Stoff war, mit dem Odin seine Krieger in der Walhalla bewirtete.

Der St. Florent-Tag, der Namenstag unseres Onkels, fiel gerade in den Mai, und bei dieser Gelegenheit kam mir ein genialer Gedanke, den ich meinem Schwager Grobard mitteilte.

„Der Waldmeister steht jetzt überall in vollster Blüte“, sagte ich zu ihm. „Wie wär's, wenn wir einige Bündel pflücken, Maitrank herstellen und den Onkel an seinem Namenstag damit bewirteten? Das wäre eine reizende Aufmerksamkeit!“

Gesagt, getan. Am Tage vor dem Namenstag gingen wir mit Grobard in den Wald von Massonges, brachten einen Arm voll Waldmeister nach Hause, und meine Frau legte die Pflangen in eine Flasche Chablis, den wir am nächsten Tage triumphierend mit dem unvermeidlichen Kuchen aufstischten. „Was ist denn das?“, sagte der gute Mann und schnupperte an seinem kleinen Glase, das wir ihm eben gefüllt hatten.

„Aber Onkel“, versetzte ich, „das ist Maitrank, den wir nach Ihrem Rezept fabriziert haben, um auf Ihren Namenstag und auf Ihre Gesundheit anzustoßen.“

Der Onkel schien mir ein bißchen verdutzt, ich glaube, er kannte den Maitrank nur aus der Theorie, und nippte mit einem gewissen Mißtrauen an seinem Glase. Ich selbst trank natürlich begeistert, obgleich es gar nicht besonders schmeckte. Schließlich trug die Eigenliebe des Autors den Sieg davon, der Onkel Flo leerte sein Glas und verlangte noch einmal Maitrank. Zuletzt fand er in dem Wein ein ausgezeichnetes Defekt, behauptete, es dufte nach Frühling, und berauschte sich ebenso an seinen Worten, wie an dem Wein und wurde, als die Flasche geleert war, so vergnügt, daß er beim Dessert zu singen und zu tanzen anfangte.

In der lustigsten Stimmung kehrte er nach Hause zurück, wo ihn Madame Rose, seine Wirtschaftlerin, erwartete. Unter der Einwirkung des Weines erschien ihm die Dame in einem ganz neuen Lichte; er verlor seine Schüchternheit, wurde galant, machte ihr eine Liebeserklärung und zuletzt einen regelrechten Heiratsantrag, den sie mit Vergnügen annahm.

Von diesem verhängnisvollen und denkwürdigen Tage bekam die Häuslichkeit meines Onkels ein ganz anderes Gepräge. An Stelle der einfachen Hande trug Madame Rose jetzt einen eleganten Hut, sie benahm sich vollständig als Herrin, und schon nach wenigen Wochen führte sie der Onkel vor den Altar.

Ein Jahr später beschenkt esie den Onkel mit einer Tochter, die der gute Mann *Asperula* nannte.

Asperula heißt auf lateinisch „ein wenig hart“, wir fanden die Konsequenz meines geistreichen Einfalls in der Tat ein wenig hart. Mein Schwager Grobard hat mir die Geschichte mit dem Maitrank nie verziehen.

Humor.

Ein knistendes Lächeln. Der kleine Hans: „Papa, was ist das, ein knistendes Lächeln?“

Papa: „Die Mama wird es dir nachher zeigen, wenn ich ihr sage, daß ich kein Geld habe, um ihr einen neuen Hut zu kaufen.“



Eine romantische Geschichte von einem Ringe wurde einem englischen Blatte aus Newyork berichtet: Nach vierzig-jähriger Trennung feierten lezhin in Augusta in Michigan Johann Martin und Miß Freda Olmstead ihre Hochzeit; die Geschichte ihrer Liebe klingt wie ein Roman. Im Jahre 1865 verlobte sich das Paar. Martin, der damals Eisenbahningenieur war, schenkte seiner Braut einen Verlobungsring mit einem Diamanten. Er trat darauf eine Inspektionsreise an. Während seiner Abwesenheit machte Miß Olmstead, die damals sechzehn Jahre alt war, mit einem jungen Mann eine Bootfahrt auf dem See. Sie fing eine kleine Schildkröte und streifte ihr spielend ihren Ring auf den Hals. Die Schildkröte biß ihr in den Finger, so daß sie losließ; das Tier schlüpfte von ihrer Hand herunter und verschwand im Wasser, mit ihr der Ring. Als der Bräutigam von seiner Reise zurückkehrte und den Verlust des Ringes erfuhr, wurde seine Eifersucht wach, er bezweifelte die Wahrheit ihrer Erzählung, löste die Verlobung auf und kehrte in seine Heimat nach Deutschland zurück. Miß Olmstead blieb unverheiratet und lebte zurückgezogen in der Erinnerung an ihren verlorenen Geliebten. Im vorigen Jahre fingen Knaben beim Fischen im See eine Schildkröte, deren Hals von einem Diamantring umschlossen war. Als die Kunde davon auch zu Miß Olmstead drang, suchte sie die Knaben auf, erkannte ihren Ring wieder und brachte ihn an sich. Dann schrieb sie an Martin, der in Deutschland weilte, und berichtete ihm die merkwürdige Geschichte. Der Brief erreichte ihn erst nach langer Verzögerung. Martin war auch unvermählt geblieben und hatte seine Braut nicht vergessen; er hatte geschworen, nie wieder einer Frau zu vertrauen. Als er den Brief erhielt, fuhr er sofort nach Amerika, eilte nach Augusta und feierte ein rührendes Wiedersehen mit seiner Braut. Die Hochzeit wurde sofort festgesetzt und gefeiert. Die Frau war inzwischen 56 Jahre alt geworden; der Gemann ist ein rüstiger Siebziger, der ausgedehnte Besitzungen in Deutschland sein eigen nennt.



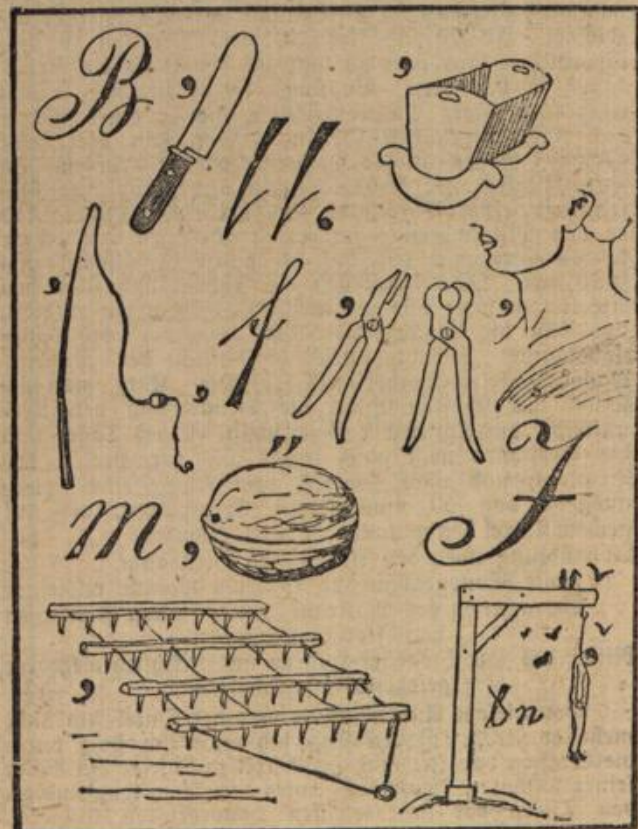
Der „Rote Igel“ Ueber Altwiener Wirtshäuser plauderte unlängst Paul v. Schönthan in der Wiener „Abendpost“: „Eines der ältesten Gasthäuser Wiens — seit 1760 bestehend — ist der Demolierungs- und Bauholz zum Opfer gefallen; der „Rote Igel“ auf dem „Wildpretmarkte“ verschwand, wie ja überhaupt der alte Platz dieses Namens kaum mehr aufzufinden und zu erkennen ist. Er hatte immer etwas Kleinstädtisches, Provinziales, und die Luft, die dort wehte, konnte einen Vergleich mit der Atmosphäre von Cannes und Nizza kaum bestehen. Daran hatte der unverfälschte Wildgeruch der vor den Geschäften ausgehängten Girsche, Rehe, Eber, Hasen und dergl. seinen Anteil. Wer die Geschichte der Wiener Gasthäuser schreiben wird, der muß sich beim „Roten Igel“ längere Zeit aufhalten, denn man hat es da mit dem Typus des gemütlichen Altwiener Gasthauses zu tun, und in dieser unveränderten Form blieb er bestehen. Gemütliche „Extrazimmer“ im Erdgeschosse, „Speisensäle“ im ersten Stockwerke, das über eine steinerne Wendeltreppe zu erreichen ist. In der traditionellen Art gedeckte runde Tische, Oelfarbenbrude an der Wand, kein Lurus, schmucklose Behaglichkeit, wie sie die konservativen Gäste der reiferen Jahrgänge, die gesehten Herren mit ihren Stammgast-Privilegien und Gewohnheiten lieben. Die Chronik des „Roten Igels“ bewahrt illustre Namen getreuer Stammgäste auf. Bauernfeld und Grillparzer waren da zu finden, Zacharias Werner und Castelli, Schubert und Deinkardstein. Johannes Brahms kehrte täglich im „Igel“ ein, er hatte seinen bestimmten Platz, und ein gerahmtes Portrait an der Wand bezeichnete im Parterre des Gasthauses seinen Stammsitz. Und der Einsoniker Brudner war auch Stammgast beim „Igel“. Es dauerte sehr lange, ehe sich die beiden Geister näherkamen. Sie schätzten sich im stillen nach Gebühr, ihre Freunde waren es, die ein Annäherungs-

Umdenk zwischen ihnen errichteten — die Kunstparteien. Und außerdem hatte Brudner, der schlechte Mann, der auch in der großen Stadt eigentlich ein Dörfler blieb, „Respekt“ vor dem gebildeteren Brahms, dem „deutschen Bruder“. Das war nicht seine Sorte, es stand etwas Fremdes zwischen ihnen. Nationalität, Herkunft, Bildungsgang, Lebensgewohnheiten — nichts stimmte. Da saßen sie denn im „Igel“ eines Abends, jeder für sich an einem Tische. Brahms war zuerst gekommen, und Brudner hatte eben erst das Essen bestellt, als Brahms sein Abendbrat serviert erhielt. Brudner warf einen Blick hinüber, staunte und rief: „Jezzas, Herr von Brahms, G'selch's mit Knödel essen's, wi mi' das g'reut!“ Das war die Anknüpfung, das „G'selch's“ war die Brücke zu einer persönlichen Verständigung. Daß sich der geistreiche, gebildete Norddeutsche zu diesem rustikalen Gericht herabließ, hob die Schranke auf, brachte ihn plötzlich dem schlichten Dösterreicher näher. Wie viele derartige Erinnerungen und Anekdoten mögen den „Roten Igel“ zum Schauplatz gehabt haben; sie sind mit dem alten Hause verschwunden und der Vergessenheit anheimgefallen.“



Gemeinnütziges.

Aufbewahrung der Bouillon. Frisch gefottene Fleischbrühe kann man nach neuerlich gelungenen Versuchen sehr lange in vollkommen gutem und schmackhaften Zustande in Haushaltungen aufbewahren, wenn man sie, erkaltet, auf Glasflaschen füllt, deren Hals man leer läßt und nur mäßig fest mit einem aus Baumwolle gedrehten Stöpsel verschließt. In Mannheim hat man jüngst mit so aufbewahrter Bouillon, die Frühjahr und Sommer über in einer dergleichen Flasche gestanden, Prüfungen angestellt, die das Ergebnis lieferten, daß die Fleischbrühe gegen frische an Geruch und Geschmack nichts verloren hatte. Die konservierende Eigenschaft schreibt man lediglich der Baumwolle zu.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)